Eine Badeerinnerung.

Erzählung
von
Alphons Gr. Ballestrem.

Wenn du, freundlicher Le'er, je einmal mein heimathliches Schlesien besucht hast, so wirst du gewiß deine Tour auf der Gebirgsbahn von Freiburg, hin nach dem Hirschberger Thale genommen haben.

Verläßt du nun an der Station Altwasser diese Bahn, und schlägt die Chaussee nach Tannhausen ein, so bietet sich dir, nachdem du Reussendorf passirt, und den nächsten Berg erstiegen hast, eine der schönsten Aussichten dar, die das menschliche Auge nur erblicken kann.

Dreihundert Fuß unter dir liegt der reizende Badeort Charlottenbrunn, und soweit dein Auge reicht, schließen sich daran die Fabrikdörfer Sophienau, Tannhausen, Giersdorf 2c., bis hin an die böhmische Grenze. Rechts, in langen Windungen zieht sich die Chaussee längs des Karshaines hinab, während links die Engel'schen Anlagen das liebliche Bild einrahmen. — Wir folgen indessen nicht den Krümmungen der Chaussee, sondern schlagen einen näheren, freilich steileren Weg ein, der uns direkt hinunter in den Badeort bringt.

Wir kommen hier zunächst bei der Hermitage vorbei, die sich der, allen meinen Lesern gewiß wohlbekannte und durch seine lange Thätigkeit in New York auch bei allen Deutschen wohlbeliebte Dr. Friedrich Kapp daselbst erworben hat, und wo er nach der ermüdenden Thätigkeit im deutschen Reichstage seine Sommerferien im Kreise der Seinen zuzubringen pflegt. Wir gehen vorüber an dem freundlichen Landsitze und rufen dem wackeren Deutsch-Amerikaner, seiner thätigen Hausfrau und seinen lieblichen Töchtern ein von Herzen kommendes „Gut Heil" zu, und befinden uns nun bald auf dem Promenadenplatze des Ortes, mitten drin in dem Untereinander der Badegäste, die eben bei den Klängen der Bademusik aus der heilbringenden Charlottenquelle ihren Nachmittag-Becher trinken. — Der Polizeidiener mustert dich, den Fremden sogleich mit mißtrauischem Auge, aber, halt da! der liebenswürdige Badedirektor hat dich schon erblickt — er eilt auf dich zu, bewillkommnet dich, und so sei versichert, du bist von nun an gut aufgehoben — im Sauerbrunn. —

So erging es mir, als ich im vorigen Jahre, im schönen Monat Mai, in Charlottenbrunn anlangte. — Allerdings hatte die Badesaison kaum begonnen, und ich wurde in der Kur- und Fremdenliste als No. 1 registrirt.

Aber gerade diese einsame Ruhe war es, welche mir Muße gab, die in so reichlichem Maße vorhandenen Naturschönheiten zu bewundern; denn es liegt für mich ein eigenthümlicher Reiz darin, eine so schöne Gegend im Frühjahre zuerst und allein durchstreifen zu können, ehe sie von dem Gewühle der Menschen — für mich entweiht wird. Es gewährt ferner gewiß ein großes Vergnügen in einem kleinen Badeorte die nach und nach ankommenden Badegäste beobachten zu können und man fühlt sich gewissermaßen so zu sagen wie zu Hause, wenn andere noch emsig hin und her laufen, hier und dort Wohnungen besichtigend, Reiseutensilien tragend, und alle jene Vorbereitungen treffen sieht, deren man selber schon lange überhoben ist.

In der Wirthsstube zur „Bärenhöhle", dem Vereinigungspunkte der einheimischen Honoratioren ward auch ich bald heimisch und wurde dort, wenn wir des Abends beim guten Patzenhofer Biere, um den Stammtisch herumsaßen, auch vertraut mit den Geheimnissen des Ortes.

„Glauben Sie nicht" belehrte mich der Badedirektor Engels auf meinen Einwurf, daß es doch im Winter hier etwas sehr einsam sein müsse, „glauben Sie nicht, daß wir uns im Winter hier langweilen; da wird des Abends L'hombre oder Skat gespielt, Schlittenpartien unternommen etc. und dann sorgt hier unser Culmitz dafür daß wir auch manchmal einen kleinen Liebesroman hier aufführen sehen."

Mit diesen Worten stellte er mir einen ganz in Jägerkostüm gekleideten, eben eingetretenen Herrn vor, der eben des Wirthes Töchterlein sehr angelegentlich begrüßte, aber als er seinen Namen nennen hörte, zu uns herantrat.

„Ich habe soeben gehört, daß Sie der Don Juan der hiesigen Gegend sind" — redete ich denselben an — „ich denke, Sie werden so freundlich sein, mir einmal Ihre galanten Abenteuer zum Besten zu geben?"

„Hm, hm," fiel hier der Wirth, Herr Richter ein, „hm, hm, der Culmitz macht nette Geschichten; hat mir erst neulich bei Nacht und Nebel meine Schleußerin entführt, ich weiß nicht, wo ich so schnell eine andere herkriegen soll!"

Herr Culmitz protestirte zwar lachend aber eifrig gegen einen solchen Verdacht, erbot sich aber Ersatz für die durchgebrannte Schöne zu besorgen.

So vergingen die ersten Tage meines Aufenthalts mir recht schnell, vereinzelt kamen endlich einige Badegäste an, und die Badekapelle begann ihre regelmäßige Morgen- und Nachmittag-Musik. Endlich erschienen auch einige Damen, und so begann denn auch die Promenade sich zu beleben.

Eines Tages saß ich denn auch wieder einmal vor der Thüre der mir heimisch gewordenen Bärenhöhle, als gegenüber am Kurhause ein mit vielen Koffern und Taschen bepackter Reisewagen hielt, und ein älterer Herr mit zwei jungen Mädchen herausstieg.

Der Herr schien recht leidend zu sein, während die ältere der jungen Mädchen, welche vielleicht 17 Jahre zählen mochte, recht frisch und munter aussah, also der Heilquelle wohl kaum bedurfte. Ihre, sich noch in den Kinderjahren befindliche Schwester sprang gleichfalls recht heiter aus dem verstaubten Wagen, so daß der Badeaufenthalt also wohl nur dem Herrn Papa gelten mochte.

Die Augen der älteren, recht hübschen Schwester leuchteten so munter, als sie die Umgebung ihrer zukünftigen Behausung musterte, und da auch mich zufällig ein Blick aus diesen hübschen Augen traf, so wird es mir gewiß auch nicht zu verdenken sein, wenn deren Besitzerin und ihre Angehörigen mein Interesse lebhaft erweckten, und ich meine Leser bitte ihr gleichfalls einige Aufmerksamkeit zu schenken, da sie in den Nachfolgenden — leider die Hauptrolle spielt.

Ich beobachtete also etwas genauer, als es sonst der Fall gewesen wäre, das Abladen der Koffer und andere Vorbereitungen, die man eben trifft, wenn man sich an einem fremden Orte bald möglichst einzurichten sucht. Hie und da sah ich auch wieder die beiden Mädchen an den Fenstern der von ihnen gemietheten Wohnung erscheinen, und freute mich im Stillen, wie sie so liebevoll für ihren kranken Vater sorgten.

„Das muß wirklich ein prächtiges Mädchen sein," dachte ich in meinem Innern und ging hinüber in die Bade-Inspektion um mich zu erkundigen, wer die Neuangekommenen seien. „Postdirektor Nagel aus Glogau nebst Töchtern" stand auf dem eben abgegebenen Meldezettel von einer feinen Damenhand geschrieben, und ich wußte nun, daß ich es mit Landsleuten aus dem heimathlichen Schlesien zu thun hatte.

In den nächsten Tagen machte ich mehrere Ausflüge nach der Burg Kynau, dem reizenden Schlesierthal und auch entfernteren Aussichtspunkten, so daß ich keine Zeit hatte, mich weiter um die Familie Nagel, und speciell Fräulein Agnes zu bekümmern, und da ich Morgens die Brunnenpromenade auch selten besuchte, also wenig mit den anderen Badegästen in Berührung kam, so war sie mir fast aus dem Gedächtniß entschwunden. —

Eines Morgens jedoch wurde ich von einem Ständchen, das irgend Jemand seiner Schönen bringen ließ, durch die Töne des bekannten Liedes: „Wenn man's aus Liebe thut 2c.", zeitiger als gewöhnlich geweckt, und da auch die Sonne freundlich und hell in's Zimmer schien, so sprang ich schnell aus dem Bette, machte meine Morgentoilette und begab mich hinunter zum Brunnenhause, um auch einmal die heilbringende Charlottenquelle zu versuchen.

Eine der ersten Personen, die ich erblickte, war Fräulein Agnes, des oben erwähnten Postdirektors Töchterlein, die, ein Brunnenglas in der Hand, gleichfalls in die Brunnenhalle eintrat. Während sie den Becher mit Molke füllen ließ, hatte ich Muße, das hübsche Mädchen zu betrachten, und als mich wieder zufällig ein Blick aus ihren muntern Augen traf, erröthete sie ein wenig und wendete sich ab — wahrscheinlich hatte sie in mir den dreisten Beobachter ihrer Ankunft erkannt, und ich konnte das dem jungen schüchternen Mädchen nur vortheilhaft auslegen, daß Sie verlegen wurde, als sie meine Augen wieder auf sich gerichtet sah.

Indessen folgte ich ihr in einiger Entfernung nach der Promenade, und ich sah, wie sie ihrem kranken Vater, der auf einer Bank saß, den Becher mit der Molke überreichte, ihm, als er denselben geleert, den Arm gab, und langsam mit ihm die Promenade hinabging, während die Musik gerade aus Freischütz „Wir winden dir den Jungfernkranz" intonirte.

„Ich habe ziemlich viel von Sympathie edler Seelen, Wahlverwandschaften, inniger Freundschaft und heißer Liebe gehört und gelesen, aber immer nur geglaubt, daß solche wechselseitige Sympathie und Liebe nur durch längeren Umgang und durch wirkliches gegenseitiges Kennenlernen hervorgerufen werden könne; hier in Charlottenbrunn sollte ich indessen vom Gegentheil belehrt werden, und ich war berufen, mich persönlich davon zu überzeugen, daß Liebe nur „zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag" sei.

Hier der unumstößliche Beweis davon: Agnes war mit ihrem Vater mittlerweile die Allee eine Strecke weit hinuntergegangen, und dieser hatte sich, ermüdet, bald auf eine Bank niedergelassen. Während die jüngere Tochter bei ihm zurückblieb, ging Agnes wieder zum Brunnenhause, um den zweiten Becher Molke zu holen.

Doch hier am Eingange desselben sollte sich ihr Geschick erfüllen.

In der Thüre zur Halle stand nämlich ein junger Mann von angenehmem Aeußern, mit blondem Haar und eben solchem Bärtchen, gekleidet in einen hellen Anzug, eben solchem Ueberzieher und gelbem Strohhute, in dem oberen linken Knopfloche des Ueberkleides eine Rosenknospe, das sinnige Symbol der erwachenden Liebe.

Als Agnes ihm gegenübertrat, begegneten sich ihre Blicke, starr sahen sie eine Weile einander an, und indem sie das Brunnenglas des Vaters auf die Erde fallen ließ, streckte sie beide Arme aus, nach dem Gegenstande ihrer Träume und ihres Hoffens, nach dem blonden Jüngling, der von gleicher Liebesgluth durchdrungen seine Hände in die ihrigen legte.

„Ich liebe dich," flüsterte er, und abermals hingen in langem Wonneblicke seine Augen an den ihrigen.

„Ich liebe dich," hauchte auch sie, und senkte endlich, bräutlich erröthend, das liebetrunkene Augenpaar zur Erde.

Arm in Arm, selbstverloren und halb unbewußt schritt das Paar der Allee zu, und wohl das kindliche Gefühl lenkte die Schritte der Tochter hin zu ihrem Erzeuger, um auch ihn an ihrem Glücke theilnehmen zu lassen.

Der alte Herr glaubte nicht richtig zu sehen, als er sein Töchterlein an dem Arme eines unbekannten Herrn daherkommen sah, erstaunte aber nicht wenig, als das Paar vor ihm Halt machte, der Jüngling seinen Strohhut zog und ziemlich leise sprach:

„Mein Herr! Ich liebe Ihre Fräulein Tochter, ich bitte Sie um ihre Hand!"

„Ja aber Agnes" — brachte der Postdirektor endlich hervor — „wer ist denn eigentlich der Herr?"

Und abermals, aber dieses Mal aus Verlegenheit erröthend, wendete sich Agnes an den Erwählten ihres Herzens und lispelte:

„Wie heißt du — wie ist Ihr Name mein — Herr?"

„Erlauben Sie mir, meine Herrschaften, daß ich mich Ihnen vorstelle" — ertönte diesmal etwas lauter die Antwort des Glücklichen, indem er sich erst vor der Dame seines Herzens dann vor dem Vater derselben, und schließlich vor seiner kleinen Schwägerin in spe einzeln verbeugte — „ich bin der Handlungsreisende Arthur Werner, ich reise für das Haus Kosterlitz und Mandowsky in Breslau."

„Sehr angenehm Ihre werthe Bekanntschaft zu machen" — lispelte Agnes, indem sie ihrem Zukünftigen eine Verbeugung machte, über die ihr Tanzlehrer in Glogau entzückt gewesen wäre.

„Sehr angenehm" — sagte auch der Postdirektor — „aber woher kennen Sie meine Tochter?"

„Ich habe die Bekanntschaft Ihrer Fräulein Tochter eben erst gemacht" — antwortete der Jünger Mercur's, — „als sich unsere Herzen dort am Brunnenhause fanden; ich habe also nochmals die Ehre, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten."

„Ja aber Agnes — rief der alte Herr nun seine Tochter an — „Agnes, antworte mir, ist es wahr, was jener Herr hier sagt, daß Ihr euch erst seit heute kennt, und daß du ihn schon liebst?"

„Ach ja, Papa," antwortete Agnes und brach in Thränen aus — „ich liebe ihn, er ist es, von dem ich immer träumte, ohne ihn würde ich sehr, sehr unglücklich sein."

Mit diesen Worten warf sich Agnes an die Brust ihres Auserkorenen und weinte laut vor Glück und Liebesschmerz.

„Und ich mein Herr" — citirte der Jünger Mercur's mit lauter Stimme, „jage mir noch heute eine Kugel durch den Kopf, wenn Sie mir Ihre Tochter nicht geben, ohne sie kann ich nicht länger leben!"

Mittlerweile hatten sich einige Neugierige näher herangewagt und betrachteten lächelnd die sonderbare Familienscene. Der alte Postdirektor wollte nun ein entschiedenes Veto einlegen, besann sich aber im Hinblick auf den weiteren Skandal eines Anderen, nahm Agnes an die eine, seinen unerwarteten Schwiegersohn an die andere Hand und ging langsam seiner Wohnung zu, während die kleine Schwägerin die Arrieregarde bildete.

Was hier in den vier Wänden vorgegangen sein mag, weiß ich nicht, soviel aber ist sicher, daß nach etwa zwei Stunden die Hausthüre sich abermals öffnete, und die holde Agnes mit stark verweintem, aber glücklichem Gesicht am Arme ihres Bräutigams herausschritt; die Rosenknospe aber, das sinnige Symbol der erwachenden Liebe, welches er in dem oberen linken Knopfloche seines Ueberziehers getragen hatte, hatte ihren Platz gewechselt und prangte, etwas mehr erschlossen, an dem Busen der Braut.

Auf der Promenade nahm Agnes nun die Glückwünsche ihrer und ihres Bräutigams Bekannten entgegen, und daß die Zahl der Gratulanten nicht klein war, läßt sich denken, denn wie ein Lauffeuer hatte sich das Ereigniß unter den Badegästen verbreitet.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! die nächsten zwei Tage gingen dem Brautpaare in dem Wonnetraume der bräutlichen Lust, wie Augenblicke dahin, genügten aber, um den überrumpelten Vater endlich zur Besinnung zu bringen, und trotz der ihm abgerungenen Zustimmung zur Verlobung, gegen die Heirath seiner Tochter mit dem Reisenden von Kosterlitz und Mandowsky in Breslau einen entschiedenen Trumpf auszuspielen.

Wie gesagt, es waren kaum zwei Tage vergangen, so sah man Agnes nicht mehr am Arme ihres Bräutigams, sondern wie früher ihren kranken Vater zur Heilquelle geleiten, aber die sonst muntern Augen sahen verweint aus, und die bräutliche Röthe der Wangen hatte einer kalten Blässe Platz gemacht. Ohne zu grüßen ging der Jünger Merkur's stolz an derjenigen vorbei, ohne die er vor zwei Tagen nicht leben konnte, und alle Welt merkte, daß es mit der Verlobung aus war.

Des Morgens darauf stand wieder, als ich vor der Thüre der Bärenhöhle saß, ein gepackter Reisewagen am Kurhause, und still stiegen Agnes, ihr kranker Vater und ihre kleine Schwester hinein, und fuhren ab nach Glogau. Und als mich wieder zufällig beim Vorbeifahren der Blick des jungen Mädchens traf, erröthete sie wieder, aber dieses Mal wohl aus Scham über sich selbst und das Bild ihrer Träume. —

Als mich kurz darauf ein Freund auf längere Zeit besuchen kam, quartirte ich ihn in dem leergebliebenen Zimmer der schönen Agnes ein.

Hinter dem Ofen, in einem zerknitterten rosa Papier fand ich eine vertrocknete Rosenknospe, wohl jenes sinnige Symbol der erwachenden Liebe, das der Theure an dem verhängnißvollen Tage in dem oberen linken Knopfloche seines Ueberziehers und später sie, als seine erste Gabe an ihrem Busen trug.

Die Gehschule.

Von G. Jäger.

„Sie sind ein abscheulicher Mensch! Daß die Menschen von den Affen abstammen sollen, das glaube ich eben einfach nicht, mögt ihr Naturforscher sagen, was ihr wollt!" war das Punktum, mit welchem eine Dame ein von ihr selbst provozirtes Gespräch über die Darwinsche Theorie abschließen wollte. „Meine Gnädige!" entgegnete ich, „Sie haben Recht — Damen haben überhaupt immer Recht — lassen wir die Gelehrten darüber streiten, welche Ansicht die richtige: ob die Menschen ursprünglich Engel waren und allmälig auf den Affen herunter kamen, oder ob sie ursprünglich Affen waren und die Aussicht haben sich zu Engel zu vervollkommen. Stellen wir unsern Disput auf den praktischen Boden und zwar gerade auf den, in welchem Sie sich als Hausfrau und Mutter bewegen. Sprechen wir von Kindererziehung!"

„Da höre ich Sie lieber reden, Doktor, aber wie kommen Sie plötzlich auf das Thema?"

„Sie haben mir früher Ihr allerliebstes Wickelkindchen gezeigt, und auf das angewandt heißt die Darwin'sche Theorie: Soll das kleine Ding Affe —"

„Sie werden immer abscheulicher! Wollen Sie vielleicht bezweifeln, daß das Kind ein Mensch sei?"

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß ja, es soll erst einer werden."

„Nun, Sie glauben doch nicht etwa, daß es ein Affe werden könnte?"

„Nein, gewiß nicht! Ich behaupte nur, daß es erst ein Mensch werden muß. In der Welt ist man darüber einig, daß die wesentlichsten Kennzeichen des Menschen sind: aufrechter Gang, Sprache und Vernunft, und all' dieß sind Vorzüge, welche Ihr Kind erst erlernen soll. Daß es sie bekommt, das ist Ihre erzieherische Aufgabe, und haben Sie sich schon klar gemacht, mit welchen Mitteln Sie das bewerkstelligen wollen?"

„Ich dächte, das werde sich nach und nach von selbst entwickeln."

„In gewissem Sinne ja! in anderem nein! Entziehen Sie z. B. jetzt das Kind jeder Berührung mit sprechenden Menschen, so lernt es nie sprechen. Das Experiment ist schon gemacht worden von wißbegierigen asiatischen Despoten und beweist, daß der Mensch die Sprache nicht als Erbgut mit auf die Welt bekommt, sondern sie erst von seiner Umgebung erlernen muß, und ich könnte Ihnen Manches sagen, was eine Mutter im Auge behalten muß, wenn ihr Kind möglichst bald und vollkommen sprechen lernen soll. Der Fall ist häufig genug, daß ein Kind noch im vierten und fünften Lebensjahre eine Sprache redet, die für den Uneingeweihten noch unverständlicher ist als die Geberdensprache eines Hundes."

„Nun ja, das will ich zugeben, daß es nicht gleichgültig ist, wie man's dabei macht, aber z. B. laufen lernt eigentlich doch jeder Mensch von selbst."

„Auch nicht richtig! Zwar sind darüber noch keine Versuche angestellt worden, wie bei der Sprache. Allein hier steht die Sache so: das sich selbst überlassene Kind erlernt den aufrechten Gang, während Unverstand der Mutter häufig genug hindernd und verzögernd dazwischen tritt."

„Wie meinen Sie das?"

„Soll ich Ihnen das gründlich demonstriren, so würde ich mir hiezu das Füßchen Ihrer Kleinen auf einige Augenblicke ausbitten."

„Aber bloß, wenn Sie ihm nicht wehe thun!"

„Geschieht ihm ganz gewiß nichts! — Nicht so! Sehen Sie, nur ein Beinchen lassen Sie es herausstrecken. — Da!" sagte ich lächelnd, „sehen Sie, was die Kleine da thut! Wie sie mit ihren Zehen Greifbewegung ausführt! Da! wie sie die große Zehe gleich einem Daumen abstellt. Sie dürfen sich nur die Zehen etwas länger denken, so haben Sie vollständig den Greiffuß eines Affen —"

„Aber so gehen Sie mir mit Ihrer Affengeschichte, oder ich rede gar nicht mehr mit Ihnen!"

„Meinetwegen, aber das werden Sie mir zugeben, daß das höchst zweckwidrige gymnastische Uebungen sind, daß Ihrer Kleinen etwas ganz Anderes im Blut steckt, als der Trieb, auf zwei Füßen zu gehen. Das Greifen mit den Füßen muß sie sich abgewöhnen und auch die große Zehe hübsch neben den andern liegen lassen, und dann noch Eins: wie Sie sehen, ist die Fußsohle einwärts statt abwärts gewendet: wenn ich so quer die Hand darunter halte, so berührt das Kind diese nur mit dem äußern Fußrand. Das muß künftig anders werden, die Knochen des Fußristes müssen sich so herumrollen, daß sie alle mit ihren vorderen Enden den Boden berühren und in dieser Stellung straff festwachsen. Die große Zehe ist viel zu schwach, die soll stärker sein als die übrigen; auch hier an der andern Seite ist der Ristknochen noch zu schwach. Jetzt vergleichen Sie einmal Arm und Bein: fast gleich lang, das letztere muß also rascher wachsen als der erstere."

„Aber lieber Doktor, das glaube ich Alles, nur denke ich, das wird sich von selbst machen."

„Eben dieser Gedanke ist falsch; wenn Sie z. B. dieses Kind gewöhnen würden, mit den Armen statt mit den Beinen zu gehen—"

„Wenn um Gotteswillen wird aber eine solche Dummheit einfallen?"

„Erlauben Sie! holen Sie einmal gefälligst die prachtvoll illustrirte englische Ausgabe von Gulliver's Reisen, die wir neulich zusammen durchblätterten. — Sehen Sie diesen Kerl da, den der Künstler mehrmals im Vordergrund auf Krücken davonhumpelnd zeichnet? Das ist die aus dem Leben gegriffene Figur eines Unglücklichen, der auf den Armen statt auf den Beinen geht, und bei ihm sind die ersteren länger als die letzteren. Sie werden es jetzt verstehen, wenn ich sage, daß alle diese Ungleichheiten im Wachsthum, auf die es hier ankommt, abhängen von dem verschiedenen Gebrauch. Die Beine wachsen erst dann stärker in die Länge, wenn sie den Rumpf zu tragen haben. Und die Umbildung des Vorderfußes geschieht erst, wenn sich das Kind auf ihn stellt. Wenn Sie es zu lange herumtragen, dann wächst der Leib stärker als die unbeschäftigten Beine, die Last, welche letztere zu übernehmen haben, wird größer, während die Füßchen nicht nur nicht im selben Maße an Kraft gewinnen, sondern auch in der ungeeigneten Position — der Sohle einwärts — verharrend die Geschmeidigkeit zur Annahme der richtigen verlieren, und da jammert dann die Mutter, ihr Kind lerne so schwer laufen, und wenn sie es endlich dahin gebracht hat, dann besitzt der arme Wurm krumme Beine."

„Also man soll die Kinder möglichst früh laufen lehren?"

„Gar nicht laufen lehren, aber auch möglichst wenig herumtragen. Bei dem sich selbst überlassenen Kinde bildet sich jenes Mißverhältniß zwischen Rumpf und Beinen nicht aus, weil es seine Füßchen zwar nicht zum Gehen, aber zum Kriechen gebraucht und sie ebenmäßig stärkt."

„Das heißt also, man soll es rutschen lassen? Doktor, Sie sind ein schlechter Rathgeber, da lernt das Kind rutschen, aber nicht gehen, und solche Kinder habe ich schon gesehen, die noch mit zwei Jahren wie Hunde im Zimmer herumkutschirten."

„Das ist freilich ein Fehler, allein nichtsdestoweniger, erst muß das Kind lernen, sich mit vier Beinen zu bewegen, nur dann kann es den aufrechten Gang sich aneignen."

„Also muß man es eben doch nachher gehen lehren!"

„Nein, sondern nur am Rutschen verhindern, indem man ihm ein Hinderniß in den Weg stellt, über das es rutschend nicht hinweg kann. Sofort wird das Kind seinem Klettertriebe, den es Ihnen vorhin selbst demonstrirt hat, folgend von seinen Händen Gebrauch machen, das Hinderniß zu überklettern suchen und die Stellung annehmen, wie ein Hund, wenn er zum Fenster hinaussieht, d. h. vierbeinig, aber so, daß die Hauptlast des Körpers auf den Füßen ruht, und das ist die Lage, in welcher jener Umbildungsprozeß des Vorderfußes beginnt, von dem wir früher sprachen."

„Und was wäre das für ein Hinderniß?"

„Sehen Sie, die Bäuerin macht für ihre jungen Gänschen oder Schweinchen aus ein paar Brettern einen Pferch, um die Dinger vor Schaden zu bewahren. Setzen Sie Ihr Kind in einen solchen, so wird es nicht nur auch vor Schaden bewahrt sein, sondern nach wenigen Wochen das Laufen erlernt haben, ohne daß Sie ihm einen Finger dazu reichen."

„Man kann ja doch kein Kind einpferchen?"

„So? aber in ein Wägelchen setzen, wo es sich nicht rühren kann und stets Gefahr läuft, herauszustürzen; im Zimmer herumrutschen lassen, daß es sich Splitter in die Hände zieht, die Finger zwischen den Thüren zerquetscht, von seinen Gewistern über den Haufen gerannt wird, sich den Kopf an den scharfen Möbelkanten anschlägt und was dergleichen liebenswürdige Ereignisse mehr sind. Lassen Sie von Ihrem Schreiner vier Bretter von 4—5 Fuß Länge glatt hobeln und zu einem viereckigen Pferch von der Größe eines Eßtisches zusammenfügen, breiten eine Strohmatte hinein, jagen Ihre Kindsmagd, die meint die Kleine sei ihre Puppe, zum Kukuk — denn Sie brauchen sie nicht mehr — und überlassen das Kind in dem Pferch sich selbst und seinen Spielsachen."

„Aber der arme Wurm —"

„Ist nach acht Tagen so vergnügt und zufrieden in seinem kleinen Stübchen wie je, übt alle seine Gliedmaßen — denn sehen Sie, die Arme braucht der Mensch, um sich später sein Brod zu verdienen, so nothwendig wie die Beine, auch sie müssen frühzeitig geübt werden, soll das Kind nicht zeitlebens eine Jungfer Ungeschickt oder ein Hans Tollpatsch bleiben. Endlich noch Eins: je mehr ein Kind sich bewegt, um so größer sein Athmungsbedürfniß, um so vollkommener die Ausdehnung seiner Lunge, und die wird noch mehr gefördert, wenn das Kind seine Hände als Klammerwerkzeug gebraucht. Hiebei dehnt sich gerade die obere Partie der Lunge, die bekanntlich den Sitz der Tuberkulose bildet, vollkommen und dadurch wird dieser gefährlichen Krankheit eine nicht unwichtige Vorbedingung geraubt."

„Wie Sie einem die Hölle heiß machen können!"

„Noch nicht genug! „Hilf Dir selbst, so wird Dir geholfen werden!" ist das goldene Sprüchlein, das jede Mutter bei ihrem erzieherischen Geschäft vor Augen behalten sollte. Nicht nur vor Schaden ist das Kind im Pferch behütet, nicht nur in die günstigste Situation gebracht, die erste Stufe zur Menschenwürde, den aufrechten Gang, zu gewinnen, sondern er verwirklicht auch das Prinzip der Selbstständigkeit des Charakters."

„Mann, ich glaube, der Doktor hat Recht, wir wollen uns so einen Pferch — aber nein, der Name ist so garstig, sagen Sie uns einen andern!"

„Nun, nennen Sie es Gehschule."

„Wir wollen uns so eine Gehschule machen lassen, nur müssen Sie so freundlich sein und die Sache aufzeichnen, daß es gewiß recht wird."

„Mit Vergnügen! — Die vier Bretter sind je etwa 1½ Meter lang und 36 Centimeter hoch. Je zwei werden, durch zwei Charniere verbunden, damit sie sich in der Richtung des Pfeils zusammenklappen lassen. Zur Vorsorge kann man dann die Innenseite der Bretter polstern, wer aber die Kosten scheut, kann es unterlassen. Die beiden Theile werden, zum Viereck zusammengestellt und mittelst Häkchen verhängt. Wichtig ist, daß an den Häkchen eine federnde Sperre ist, sonst hängt sie das Kind aus. Die Strohmatte ist etwas größer als der Pferch, so daß dieser auf ihr steht, und beim Gebrauch breitet man der Reinlichkeit wegen noch ein Leintuch über die Matte. Ich sage Ihnen, Sie werden selbst eine Freude haben, wenn das Kind in seinem reinlich bereiteten Stübchen sitzt so sicher, wie in Abraham's Schooß. Uebrigens auf Eins mache ich Sie aufmerksam: wenn das Kind zum ersten Mal sich mit den Händen an der Bretterwand in die Höhe gezogen hat, so wird es ein Zetergeschrei erheben — es wollte heraus und seine Absicht ist vereitelt. Wenn Sie es jetzt herausnehmen, dann ist die Sache auf lange verspielt, das Kind wird jedesmal so lange schreien, bis Sie ihm den Willen thun. Setzen Sie es deßhalb rückwärts in die Gehschule, legen ihm seine Spielsachen wieder vor und so jedesmal, bis es sich in seiner Häuslichkeit heimisch fühlt, dann macht sich alles Weitere von selbst. Uebrigens, meine Gnädige! mein Geschäft erwartet mich, ich muß für heute auf das Glück Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft verzichten und bitte nur noch um Verzeihung wegen der Affen —"

„Sie sind ein Schalk, Doktor! Adieu!"

Erinnerungen an das Königreich Westfalen.

Es bleibt immer eine in der Geschichte Europa's und seiner Reiche und Herrscher höchst denkwürdige Epoche, in welcher es dem gewaltigen Corsen durch sein beispielloses Feldherrngenie und die rücksichtslose Geltendmachung seiner Macht gestattet war, nicht nur sich selbst die Kaiserkrone eines der ersten Reiche der Christenheit auf das Haupt zu setzen, sondern auch seine Brüder und nächsten Verwandten mit Königreichen und Fürstenthümern zu beschenken; ja nach Jahrhunderten, wenn erst die Nebel der Zeit diese jetzt noch hell im Andenken der Mit- und Nachwelt lebende Epoche dem Blick der Menschen verschleiert haben werden, dann wird sie und die ephemeren Schöpfungen des Weltbezwingers wie eine durch Mythe und Sage entstellte Märchenwelt zu ihnen herüberklingen.

Zu diesen Gedanken wurden wir angeregt durch die Lectüre zweier kürzlich erschienenen Schriften*), welche beide sich auf das ehemalige Königreich Westfalen beziehen und in so fern im Zusammenhange betrachtet werden mögen, als die eine, „Roth-Weiß" von Ludwig Mohr, eine Episode aus der Zeit des „Königs Lustick" in Cassel, nämlich den Dörnberg'schen Aufstand, die andere aber, die „Briefe und Aufzeichnungen", die Schicksale des Exkönigs von Westfalen und die seiner Schwester, der Königin Murat von Neapel, nach ihrer Thronentsetzung behandelt. Freilich, was man namentlich in der ersten Schrift vermuthen sollte, eine Charakteristik der Regierung des Königs Jerome und Mittheilungen aus dem Leben an seinem Hofe, das findet sich in derselben nur in sehr spärlichen Reminiscenzen und ist in den bekannten Darstellungen, die Heinrich König über Jerome und dessen Hof geliefert, viel vollständiger. Auch macht die Schrift überhaupt keinen Anspruch auf historische Kritik; sie enthält vielmehr nur die Schilderung der Ereignisse, welche auf den Dörnberg'schen Aufstand und sein Mißlingen Bezug haben, und zwar in Form eines Romans, dessen Hauptheld nicht jener verwegene Reiteroberst, sondern ein junger Mann ist, dessen Name nicht weiter geschichtlich bekannt geworden. Nur hin und wieder fallen auf das Leben an dem lustigen Hofe zu Cassel einige Streiflichter, und es ist offenbar dem Verfasser mehr darum zu thun, uns im Gewande der sogenannten historischen Erzählung einen Blick in das Gewebe jenes Unternehmens und in die Ursachen seines Mißlingens thun zu lassen, als eine Darstellung der Regierungsweise und des Lebens jenes seltsamen, fast gewaltsam von seinem allmächtigen Bruder auf den Thron eines der schönsten deutschen Länder erhobenen Herrschers thun zu lassen. Irgend eine kleine Geschichte aus der chronique scandaleuse am Hofe des Bruders „Taugenichts", wie sein Bruder Napoleon den neugebackenen König zu nennen pflegte, seine stete Geldverlegenheit, die ihn einst auf den Vorschlag seines ehemaligen Ranggenossen Le Camus die Kirche der heiligen Elisabeth zu Marburg berauben und die Edelsteine derselben durch falsche ersetzen ließ, die Beschreibung eines glänzenden Hoffestes, einer Wasserpartie von Cassel nach Münden, um die daselbst angekommene, dem Könige von seinem Bruder, dem Satrapen von Holland, geschenkte Yacht zu besichtigen — das ist Alles, was man von dem lustigen Hofe in Cassel und seinem Haupte erfährt. Trüber freilich spiegeln sich auf dem geschichtlichen Hintergrunde die nach dem verunglückten Aufstande in Scene gesetzten Füsiladen ab, die einigen braven patriotischen Jünglingen und Männern, welche an der Spitze der Schilderhebung gestanden, das Leben kosteten, aber es ist mehr das Schicksal dieser unglücklichen Heldensöhne des geknechteten Vaterlandes, als die Person ihres Henkers, welches bei dem Gemälde in den Vordergrund tritt. Immerhin ist die Erzählung eine spannende und trotz der mannigfach in dieselbe verwebten romanhaften Bilder und Gestalten, giebt sie uns ein Bild von der traurigen Lage des Landes unter dem Druck der Fremdherrschaft.

Interessanter, weil geschichtlich treuer, ist die zweite Schrift, eine Sammlung von Briefen und Aufzeichnungen einer Frau, deren Mann, als Verwalter eines der im Oesterreichischen gelegenen Güter des Exkönigs Jerome, der Familie und ihren nächsten Verwandten, namentlich auch der schönen Gemahlin Murats, lange Jahre hindurch nahe gestanden. Zu bedauern ist freilich auch bei diesen Mittheilungen, daß sie — worauf dieselben allerdings von vorn herein keinen Anspruch erheben — aus der Regierungszeit des Königs nichts enthalten; denn so werthvoll diese Berichte auch in mancher Beziehung sein mögen, sie beziehen sich doch immer nur auf eine vom Schauplatz abgetretene Größe, und für den Historiker bleibt doch der wirkliche Herrscher immer eine interessantere Figur, als der abgesetzte. Will man aber wissen, wie es dem Exkönige, diesem Parvenü wider Willen, wie man ihn nennen könnte, nachher, als er seine ihm von dem Bruder in Paris soufflirte Rolle ausgespielt, ergangen, wie er sich manche Einschränkung seiner Freiheit von den Gewalthabern und Ordnern der europäischen Verhältnisse mußte gefallen lassen, wie dann allmählich seine Hülfsmittel immer mehr zusammenschmolzen, und namentlich nach dem Tode seiner Gemahlin, der württembergischen Prinzessin Katharina, in dem Wegfall der württembergischen und russischen Jahrgehalte, seine Verlegenheiten schon drückend wurden, bis ihn das neuaufgehende Gestirn seines Neffen aus der Verbannung in das Land der Verheißung zurückführte und ihm hier wieder ein Leben im fürstlichen Glanze und in voller Sorglosigkeit bis an sein Ende zu führen gestattete — so erfährt man darüber in den Briefen und Aufzeichnungen der Frau Baronin v. B., welche von ihrer Freundin erst jetzt der Oeffentlichkeit übergeben sind, das Nähere. Auch gereicht es diesen Nachrichten jedenfalls zur Empfehlung, daß ihnen eine Menge von Briefen des Königs Jerome, seiner Gemahlin, seiner Schwester Karoline Murat, der Kaiser Alexander und Nikolaus von Rußland und anderer historischer Persönlichkeiten beigegeben sind, und daß sie so manchen Blick in das Getreibe der damaligen Politik und in die Gesinnungen europäischer Herrscher und Diplomaten gegen die depossedirten Napoleoniden gewähren.

*) Roth-Weiß. Eine Erzählung aus der Zeit des Königreichs Westfalen von Ludwig Mohr. Cassel, Carl Luckhardt, 1869.

König Jerome und seine Familie im Exil. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Ernestine von L. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1870.

Wiener Weltausstellungstypen.

Von Bacano.

I.

Der Tourniquetmann.

Eine eigenthümliche Figur und eine eigenthümliche Charge. Er ist in gesetzten Jahren, ist elegant gekleidet, etwa wie ein „Ausschuß", hat vertrauenerweckend gescheiteltes Haar, etwas Gesetztes und Würdevolles in seinem ganzen Aussehen, und ist sehr schweigsam. Wenn man ihm in einer Allee des Par'es begegnen würde, möchte man ihn für einen Hofrath halten.

Seine Beschäftigung ist die geisttödtendste und mechanischste, die sich denken läßt: er hat den ganzen Tag über an irgend einem Eingange zu stehen und jeden Eintretenden zu rädern — das heißt ihn durch eine Raddrehung des Tourniquet aus dem Prater in die Weltausstellung hinein zu liefern. Es ist dies eine Beschäftigung, wobei Einem der Kopf durch die Hand schwindlig wird. Und auch große Sorgen sind damit verbunden; denn wehe, wenn ein ungestümer Eintreter das Rad zweimal um seine Achse dreht beim Durchschlüpfen! Die ganze Berechnung des Tagesbesuches ist dadurch umgestürzt, Verwirrung kommt in die „Ziffern", eine unübersehbare Folge von Irrthümern, Trugschlüssen und Rechnungsfehlern würde aus einem solchen Falle resultiren. Daher die ängstliche Sorge des würdevollen Mannes, mit der er das Rad nicht aus der Hand läßt; ein ewiges Fieber beherrscht ihn, welches er nur mühsam durch seine Kanzleimiene verbirgt: er sieht nichts von dem Getümmel in der Ausstellung und nichts von dem lieblichen Wehen der Baumwipfel über den Bierhallen, und er sieht nicht einmal die verschiedenen interessanten Physiognomieen, die an ihm vorbeipassiren; hat er denn Zeit, ein Gesicht anzuschauen, mein Gott? Die Legitimationskarte und das Rad — das sind die zwei Pole, um welche sich seine Seele drehen muß.

Und sollte man es glauben, daß es Leute gibt, welche den Tourniquetmann beneiden? — „Er halt nichts zu thun, als im Schatten zu stehen!" — klagt der Dienstmann zornig. Sogar der Ringelspielmann, welcher das große Karoussel im Prater in Bewegung setzt, beneidet ihn: „Wie leicht geht sein Rad gegen das meinige!" — brummt er. Und mitten in diesem Chor von Mißgunst und envie steht der Tourniquetmann, die Hand am Rade, wie der Steuermann eines schiffbrüchigen Schiffes, und dreht—dreht—dreht, ohne zu reden, ohne zu denken, ohne zu schauen. Ich habe Einen dieser Unglücklichen neulich in den „gesperrten" Abendstunden im Volksprater gesehen während seines Feierabends. Er stand vor einer Bude, über deren Thüre ein Eichhörnchen in einem Radkäfig eingesperrt war: ruhelos und rastlos mußte das Thierchen hin und her springen, hin und her, und immer hin und her, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, denn der Käfig rollte in Einem fort um sich selber, ohne Aufhören, ohne Rast. Und ruhig und ohne sich zu rühren, stand der Tourniquetmann dabei und schaute unverwandt auf das ruhelose Thier im ewig wirbelnden Gehäuse, und eine Thräne floß ihm langsam über die spitze Nase in den Hofrathsbart hinab. War es eine Thräne des Trostes? Denn es ist ein böser, aber großer Trost, nicht allein elend zu sein.

Ich grüßte ihn, denn ich kannte ihn wohl; an sechzig Mal schon hatte er mich an seinem Tourniquet in die Ausstellung gelassen. Er aber schaute mich mit einem leeren Blicke an und dankte mechanisch. Er kannte mich nicht: ich war ihm ja, wie alle Andern, nur „eine Drehung des Rades" gewesen. Dann wandte er seinen müden Blick wieder auf das Eichhörnchen im ruhelos wirbelnden Käfig.

II.

Das Sesselfräulein.

In langen Reihen sind die gelben Sessel ausgestellt die ganze Weltausstellung entlang, zu tausend und abertausend Stücken. Und viele Tausende von Gulden hat der Eigenthümer zahlen müssen für das „Recht", und so Wenige nur setzen sich! Eine Eigenschaft der Weltausstellungssessel ist nämlich, daß nie Jemand darauf sitzt.

Denn es gibt ja da so viele Gasthäuser und so viele Laubengänge mit Bänken! — Wer also setzt sich auf diese entsetzlich abschlüssigen und entsetzlich glatten Sessel, die anmuthen wie der abgekühlte Rost des heiligen Laurentius? — Ach, nur ahnungslose Pilger, die hienieden Alles für schön und lieblich halten! Und für die steht die Rache-Norne bereit, das heißt, das Fräulein, welches die fünf, oder die zehn, oder die zwanzig, oder die fünfzig Kreuzer für den Stuhl abfordert, und dafür eine Marke abliefert.

Dieses arme Fräulein bildet einen eigenthümlichen Typus auf der Ausstellung. Sie sieht aus, wie die jüngere Tochter aus einer mittelguten Familie: nur ist ihr Haar ein Bischen zu hoch toupirt, ihr Kleid ein Bischen zu sehr verwaschen, und ihr ganzes Wesen ein Bischen zu schroff. Um den Mund hat das ewige Begehren der zehn Kreuzer etwas Cerberusartiges gelegt, und in ihrem Blicke dämmert etwas schrecklich Zorniges. Sie ist stets beleidigt, denn sie kann es den Weltausstellungsgästen nicht verzeihen, daß Keiner daran denkt, ihr die Cour zu machen. Und sie hat doch so sicher darauf gerechnet! Sie ist ja nur deshalb Sesselfräulein geworden! Und jetzt . . ! Ach, jeder „kaum Gesetzte", dem sie sich naht, sieht sie mit so überraschtem Blicke an, reicht ihr so widerwillig den Obolus für die momentane Ruhe, und ist so froh, diese Forderung abgethan zu haben, daß das Sesselfräulein mit der Zeit ihre ganze liebenswürdige und einladende Physiognomie verliert. Sie hatte eben vermeint, eine vielumworbene Kassierin zu werden, wie bei den „Damentoiletten" oder bei den „Kosthallen", und hat es nur zu der Rolle eines gemiedenen Cerberus gebracht. Ihr einziger boshafter Trost ist noch das Schicksal ihres Herrn: sie sitzt bloß zwischen leeren Sesseln, aber er sitzt „in die Sauce".

III.

Der Sicherheitsmann.

Wenn man zu bestimmten Stunden in die Nähe der Wachtabtheilungen des Weltausstellungsplatzes kommt, kann man ganze Schaaren von fünfzig, sechzig schwarzvioletten Sicherheitsmännern bei einander sehen, die mit einander entweder vom Essen oder zum Essen, vom Ruhen oder zur Ruhe wandern. Sie gewähren da einen imposanten Anblick, und nehmen sich in ihrer geschmackvollen dunklen Adjustirung ganz martialisch aus. Viele haben intelligente, hübsche Gesichter, manche stattliche goldfarbige Bärte, manche wissenschaftlich aussehende Brillen. Einzeln machen sie nicht mehr denselben sympathischen Eindruck. Vielmehr verleihen sie dem Besucher ein gewisses Gefühl der Unsicherheit, der Gefahr, des Selbstmißtrauens. Von je zehn Schritten sind sie überall postirt: in den Hallen, in den Palästen, in den Zelten, in den Alleen, auf den Plätzen, sogar bis an die Spitze der Rotunde hinan.

So nothwendig diese Abundanz von „Sicherheit" ist, so segensreich ihr Wirken auch sei, so läßt es sich doch nicht abstreiten, daß ihr Ueberallsein einen fast peinlichen Eindruck macht auf den gemüthvollen, sich begeistern wollenden Besucher. Es ist wahr, der Sicherheitsmann muß da sein, wenn ich meine Uhr vermisse, er muß da sein wenn Bosheit oder Unvorsichtigkeit ein Object beschädigen will, und er muß da sein, wenn man mich insultirt oder attakirt: und wie wohlthuend ist da seine Nähe, wie schützend sein Wirken ist von „Natur" oder vielmehr von Beruf aus dazu bestimmt, mißtrauisch zu sein. Nicht jeder Mensch gilt ihm zwar für einen Uebelthäter, wohl aber ist für ihn jeder Mensch fähig, ein Uebelthäter zu sein; er darf darf nichts Gutes muß alles Schlechte ahnen; eine harmlose Lebensanschauung, ein vertrauensvoller Blick sind für ihn verboten: er muß Allem mißtrauen, und wenn ihm nichts Schlimmes entgegenkommt, so muß er Schlimmes suchen; er darf nicht auf den Hilferuf warten, er muß demselben zuvorkommen. Und so kommt es denn, daß man, die ganze Weltausstellung hindurch ein mißtrauisches Auge auf sich gerichtet weiß: die zwei, drei dicken Kataloge unter meinem Arme sind verdächtig voluminös. Zweihundert Sicherheitsmänner musterten sie tour a tour auf meinem Rundgange mit finsterem Blicke; es ist mir zuletzt schon, als ob ich gekitzelt würde. — Ich halte ein kleines Opernglas in der Hand. Ist es wirklich ein Opernglas? Ist es nicht vielleicht ein annektirter Nippesgegenstand? — Ein Mosaik interessirt mich, ich trete so nahe als möglich und skrutinire mit blinzelnden Augen die Masse: plötzlich steht ein Sicherheitsmann mit forschendem Gesichte neben mir; ich habe mich über frei ausgestellte Dattel- und Samengläser geneigt, als ob ich . . ! — Irgend ein plumper Gesell drängt sich an mich, ist derb, ich sage einige laute Worte, und sogleich ist der Sicherheitsmann da und vergleicht uns mit einander: wen von Beiden soll er in die Lehre nehmen? — Ich greife einen Akkord auf einem Piano; der Sicherheitsmann nähert sich dem Aussteller und fragt ihn, mit dem Kinne auf mich deutend: „Darf Der?" — Ich mache eine Notiz in mein Taschenbuch; ein kurzsichtiger Sicherheitsmann steckt seine Nase hinein, um zu sehen, ob ich nicht etwa einen ausgestellten Stiefel abzeichne. Kurz, ich fühle mich während meines ganzen Rundganges so verdächtig, so missethatsmöglich, so streng bewacht, daß ich darüber ganz unglücklich und schwach werde; das Cigarrenetui in meiner Tasche lastet wie eine böse That auf meiner Seele, bei der Besichtigung kleiner Gegenstände lege ich ostentatiös die Hände auf den Rücken, und zu den Juwelierauslagen kehre ich beileibe nicht zweimal an demselben Nachmittage zurück. Aber tief im Innersten fühle ich mich gekränkt und mißhandelt: an der Statue der Venus lehnt ein Sicherheitsmann, neben dem gemietheten Stuhle steht ein Sicherheitsmann, zwischen den Tischen der Restauration promenirt ein Sicherheitsmann, und an der Thüre des Waterclosets trifft mich der forschende Blick eines Sicherheitsmannes.

Wie wäre dem nun abzuhelfen? Freilich nicht durch Verminderung der Zahl der Sicherheitsmänner — wohl aber durch Abschaffung der Uniform speziell für die Hallen des Weltausstellungsplatzes. Könnte der Wachmann da nicht gekleidet sein wie Jedermann, und könnte nicht, wie in England, ein weißes Stäbchen, welches er im Falle seines Einschreitens aus der Tasche zieht, ihm denselben Respekt verschaffen, wie seine weithin blinkende Blechplatte? Er würde dann nicht stören, man würde nicht herumgehen, wie ein entlassener Kriminalsträfling, der unter Aufsicht steht, und sein Amt könnte er dennoch verwalten.

Ich sprach neulich mit einem Sicherheitsmanne über diesen Punkt.

— „Freilich könnten wir unsern Dienst ebenso verwalten; und viel besser noch dazu!; — meinte Der naiv. „Denn ich bemerke, daß die Diebe nie in unserer Nähe stehlen, weil sie unsere Uniform scheuen. Um wie viel mehr könnten wir fangen, wenn wir keine hätten!"

Eine Prüfung.

Ja, ich erkenne es an, sie ist hübsch, Alfred; aber sie ist so frivol. Ich sage Dir aufrichtig, ich glaube nicht, daß Hattie Faulkner in ihrem Leben je einen ernsten Gedanken oder ein tiefes Gefühl gehabt hat."

„Es thut mir weh, Dich so sprechen zu hören, Lucy, denn ich bin überzeugt, Du thust ihr Unrecht," sagte ihr Bruder ein wenig warm.

„Gut; ich hoffe, ich habe Unrecht," entgegnete Lucy, „und vielleicht wird eine längere Bekanntschaft mit ihr mir beweisen, daß ich mich geirrt habe. Du weißt, ich habe sie nur einigemal gesehen und daher kann ich über sie noch kein entscheidendes Urtheil fällen."

„Aber sie ist immer gerade so, wie Du sie sahst, wohlgemuth und heiter; dennoch fühle ich mit Sicherheit, unter ihrem sorglosen Wesen sind viele gütige und ernste Gedanken verborgen. Und obschon ich die Hoffnung, sie zu gewinnen, nicht aufgeben kann, so wird es doch mich in der schönsten Stunde traurig machen, zu wissen, daß meine Schwester meine Wahl nicht billigt."

Lucy saß einen Augenblick ganz ruhig da und sagte dann ernst:

„Alfred, willst Du mir einen Gefallen erweisen?"

„Tausend, liebe Schwester, wenn Du es wünschest," erwiderte er lächelnd.

„Du hast Hattie Faulkner noch nicht um ihre Hand gebeten?"

„Nein, bis jetzt noch nicht, Lucy."

„Und Du stehst im Begriff, auf einige Tage zu verreisen?"

„Ja, ich reise morgen ab."

„Gut", dann versprich mir, Dich erst nach Deiner Rückkehr um sie zu bewerben."

„Eine sonderbare Forderung, Lucy; aber ich verspreche Dir, bis dahin zu warten."

Und Lucy drückte ihre Dankbarkeit dadurch aus, daß sie ihn umarmte. Dann setzte sie sich an ein Fenster und schien ganz mit einer Handarbeit beschäftigt, während ihr Geist blos Pläne entwarf, wie nur junge Damen es thun können.

Die Abreise ihres Bruders am folgenden Tage gewährte ihr Freiheit und Zeit, den entworfenen Plan auszuführen. Da sie eine Waise und im Besitz eines ihr gehörigen hübschen Vermögens war, so gab es, ihren Bruder ausgenommen, Niemanden, der ihre Handlungen zu controliren hatte. Ihre erste Bewegung war eine eigenthümliche. Sie legte ihr schönes seidenes Kleid und ihre Spitzen ab, kämmte sich ihr Haar glatt und bürstete es aus ihrem Gesichte zurück auf ihren Hinterkopf. Dann zog sie ein etwas abgetragenes schwarzes Alpakakleid an, band sich ein leinenes Tuch um ihren Hals, blickte dann in den Spiegel und lachte ganz fröhlich.

„Ich denke, das wird sich recht hübsch machen," sagte sie, „und selbst meine intimsten Bekannten würden nicht im Stande sein, mich jetzt zu erkennen."

So mit einem Blick der Freude in ihrem Gesichte, das recht hübsch war, trotzdem, daß ihr Haar es nicht mehr verschönerte, ergriff sie einen ganz gewöhnlichen Hut und ein unscheinbares Umschlagetuch und trat unbeobachtet in die Straße. Vorher hatte sie der Mistreß Hartly, bei der sie mit ihrem Bruder als Kostgänger wohnte, erzählt, sie werde einige Tage abwesend sein. Sie ging geraden Weges nach der Wohnung der Mistreß Faulkner, zog die Schelle an der Hausthüre und fragte, ob sie Miß Faulkner sehen könne. „Ja, Miß Faulkner wolle sie sehen," sagte der Diener und man wies sie eine Treppe hoch in ein hübsches Zimmer, wo Hattie saß und las. Sie sprach freundlich zu Lucy und bat dieselbe, sich zu setzen. Lucy theilte ihr den Grund ihres Kommens in wenig Worten mit.

„Miß Jones, die Nähterin, sendet mich, Miß. Sie sagt, es thue ihr sehr leid, aber sie sei für die ganze Woche versprochen und sie könne nicht zu Ihnen kommen; doch sie glaubt, ich könne ihre Stelle vertreten."

Hattie war damit ganz einverstanden und sie führte Lucy, oder Ellen Ray, wie sie sich jetzt nannte, in ein anstoßendes Zimmer, wo sie bald als Nähterin der Miß Faulkner beschäftigt war.

Es war ein Glück für Lucy Remson, daß sie gern nähete und Vieles für sich selbst besorgte, denn in Folge dessen war sie im Stande, b dieser Gelegenheit den Posten einer Nähterin ganz ehrenvoll für sie auszufüllen.

Die nächsten wenigen Tage waren ohne irgend ein Ereigniß und Lucy wurde ihrer Maskerade fast überdrüssig, als Mistreß Faulkner ins Nebenzimmer trat, wo Hattie wie gewöhnlich saß. Die Thüren zwischen den beiden Zimmern standen offen und so konnte Lucy nicht umhin, die Unterredung anzuhören.

„Es giebt bei —s ein so schönes weißes Popelinekleid," sagte Hattie sehr lebhaft. „Es ist kaum von einem seidenen zu unterscheiden, so dick und schwer ist es. Aber der Seide unähnlich ist das todte Weiß durch eine kaum bemerkbare Schattirung von Blaßroth gehoben. Kann ich es nicht haben, Mutter? Sie wissen, Ada Hyatt hat in diesem Monat ihre Hochzeit und es eignet sich ganz dazu, daß ich es bei dieser Gelegenheit trage."

„Nun, Hattie," erwiderte Mistreß Faulkner, „ich kann es wirklich nicht gut, denn ich habe jetzt große Ausgaben zu bestreiten. Aber Du brauchst ein neues Kleid, denn ich habe bemerkt, daß Dein seidenes Kleid ziemlich abgetragen aussieht, und wenn Du mir versprichst, vor dem Neujahr nichts weiter zu verlangen, so werde ich Dir das Geld für das Popelinekleid geben."

„Das verspreche ich Ihnen, Mutter," antwortete Hattie, und dann vernahm Lucy das Geräusch von Banknoten.

Und während Mistreß Faulkner und Hattie sich dann über den Besatz und die Verzierungen des zu kaufenden Kleides unterhielten, beschäftigte Lucy sich mit einem neuen Plane.

Eine halbe Stunde später trat Hattie singend ins Zimmer; aber sie blieb stehen, als sie sah, daß ihre Nähterin ihren Kopf auf ihre Hände stützte und bitterlich weinte.

„Was fehlt Ihnen, Miß Ray?" fragte sie gütig; sie erhielt aber auf ihre Frage keine Antwort. „Bitte, sagen Sie mir, was Ihnen fehlt?" fuhr sie liebkosend fort, indem sie mit ihren Armen Lucy's Hals umschlang.

„O, Nichts, Miß," schluchzte die kleine Heuchlerin.

„Aber ich weiß, Sie würden nicht so weinen, wenn Sie nicht unglücklich wären. Sagen Sie mir, was Sie so beunruhigt."

Nun, erzählte Lucy mit einer gebrochenen Stimme und einem krampfhaften Schluchzen die alte traurige Geschichte von einer kranken Mutter, einem dem Trunke ergebenen Vater, hülflosen Kindern und einem hartherzigen Hausherrn, welcher drohete, die ganze Familie auf die Straße werfen zu lassen, wenn ihm nicht noch heute die rückständige Miethe bezahlt werde; und selbst wenn die Miethe bezahlt wäre, hätten sie Nichts zu essen und kein Holz, um sich wärmen zu können. Hattie's glänzendes Gesicht wurde traurig und aus ihren braunen Augen drängten sich Thränen hervor, und beim Schluß von Lucy's Geschichte legte sie ohne ein selbstsüchtiges Bedauern die Banknoten, den Preis für das Popelinekleid, auf Lucy's Schooß, und drang darauf, ihr Nähzeug bei Seite zu legen und sofort nach Hause zu gehen, aus Furcht, die kranke Mutter und die armen Kleinen möchten länger leiden. Und Lucy fühlte sich sehr schuldig, als sie ihren Hut und ihr Umschlagtuch ergriff und fortging. Aber anstatt zu Hause zu gehen, ging sie zu —s, wo sie das weiße Popeline kaufte und bestellte, es solle an Mistreß Faulkner gesandt werden.

An diesem Abend kehrte zu Lucy's großer Freude Alfred zurück.

„Alfred," sagte sie zu ihm, „ich nehme jedes Wort zurück, das ich je gegen Hattie Faulkner sagte, denn sie ist das theuerste Mädchen, mit dem gütigsten, wärmsten Herzen, das es je in der Welt gab."

„Das habe ich schon seit langer Zeit ausgefunden," entgegnete ihr Bruder, „aber ich möchte wohl wissen, was Deine Meinung verändert hat."

Nun erzählte sie ihm, wie sie sich zur Nähterin gemacht habe, um Hattie zu prüfen, und den Erfolg davon.

Er zankte sie ein wenig wegen des verübten Betrugs aus, aber Lucy wußte, daß er nicht sehr ärgerlich war.

Hattie trug das weiße Popelinekleid bei Ada Hyatt's Hochzeit und sah in demselben sehr hübsch aus. Sie vermuthete, ihr Vater habe ihren Wunsch gehört und sie damit überrascht. Erst als Mistreß Remson erfuhr sie die Wahrheit und ebenso, daß die Nähterin für die sie so viel Sympathie gefühlt, Niemand anders war, als ihre reiche und gebildete Schwägerin Lucy.

Ein geheimnißvoller Besuch.

Es war eine rabenschwarze Nacht, wild heulte der Wind und in Strömen schoß der Regen aus den finsteren Wolken nieder. Da fuhr, so schnell es die aufgeweichten Wege erlauben wollten, ein Wagen die von Turin zum Kloster vom heiligen Kreuz führende Straße entlang. Es mochte gegen zehn Uhr sein, als der Wagen ungefähr einen Büchsenschuß von genanntem Kloster anhielt, und ein hochgewachsener, in einen dunklen Mantel gehüllter Herr herausstieg. Sein Haupt bedeckte ein breitrandiger Sombrero, und soviel man beim trüben Scheine der Wagenlaterne sehen konnte, war sein Gesicht todtenbleich und wie von einem tiefen Gram entstellt; in seinen dunklen Augen glühte ein unheimliches Feuer.

Der Herr, er hinkte ein wenig, befahl dem Kutscher, auf ihn zu warten, und schlug dann den Weg zum Kloster zu Fuß ein. Dort angekommen, zog er die Glocke und fragte, als der Bruder Pförtner seinen Kopf durch das Schiebfensterchen in der Thüre steckte, nach dem Vorsteher des heiligen Hauses oder dessen Stellvertreter, dem er eine sehr wichtige Angelegenheit vorzutragen habe.—Nach ungefähr fünf Minuten wurde die Klosterpforte aufgethan und der Fremde ersucht, einzutreten und in einem an der Seite des Corridors befindlichen Gemache den Prior zu erwarten. Als dieser eintrat, verbeugte sich der Fremde, die rechte Hand auf's Herz legend, ehrfurchtsvoll vor dem heiligen Manne, der den Gruß freundlich erwiderte, während er zugleich den späten Gast prüfend mit den Augen musterte. Dieser schien die fragenden Blicke des Priors recht gut zu verstehen.

— Mein Vater, hob er mit tiefer Stimme an,—wohl mag es Euch in großes Staunen versetzen, wenn ein wildfremder Mann zu so später Stunde die Ruhe Eures heiligen Hauses stört, noch dazu in einem solchen Unwetter, aber Ihr werdet mich schon entschuldigen, wenn ich Euch die Ursache meines Kommens mittheile. Wisset denn, hochwürdiger Vater, daß ich eine schwere Schuld auf dem Gewissen habe, eine Blutschuld, die zu sühnen selbst die Heilsmittel der Kirche nicht vermögen. Auch kann ich dieselbe Niemanden, selbst nicht dem Ohre eines Beichtvaters anvertrauen. Jahrelang habe ich mich schlaflos, in Todesangst auf meinem Lager umhergewälzt, tausendmal schon versucht, meinem unseligen Dasein ein Ende zu machen, aber immer hielt mich die Furcht vor noch größeren Qualen in einer andern Welt davon zurück. Nun komme ich zu Euch, hochwürdiger Vater, um für einen geliebten, auf verrätherische Weise Dahingemordeten hundert Seelenmessen lesen zu lassen. Wollet mir daher sagen, was ich dafür zu entrichten habe.

Auf die Antwort des Priors, daß er für hundert Seelenmessen vierhundert Lire an das Kloster zu zahlen habe, zog der geheimnißvolle Fremdling ein wohlgefülltes Taschenbuch hervor und überreichte dem Prior ein Bankbillet von 1000 Lire mit der Bitte, ihm den Ueberschuß zurückzugeben, da er kein kleineres Geld bei sich habe. Der Geistliche öffnete einen Wandschrank in der einen Ecke des Zimmers und behändigte dem Fremden sechs Hundert-Lirenoten, und nach einem kurzem Abschied verließ der nächtliche Besuch das Kloster.

Am anderen Morgen, als der Prior dem Schatzmeister von dem Ereigniß des letzten Abends erzählte und ihm die 1000 Lire-Banknote übergab, stellte es sich heraus, daß dieselbe — falsch und das Kloster vom Heiligen Kreuz um 600 Lire geprellt war.

Statistik der Heirathsgesuche.

In fast allen gelesenen Zeitungen greifen Heirathgesuche in unserer Zeit in solchem Maße um sich, daß sie mit Recht die statistische Beobachtung auf sich lenken. Dr. Schwabe vom Berliner statistischen Bureau hat aus den verbreitetsten Berliner Zeitungen 400 solcher Gesuche gesammelt und untersucht. Es ergiebt sich daraus, daß fast dreimal so viel Männer als Frauen auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Heirathsgesuchs in den Hafen der Ehe einzulaufen versuchen. Merkwürdiger Weise machen die Frauen an das Alter des ersehnten Zukünftigen weniger Ansprüche, als die Männer; denn während 81 Procent Frauen gegen 56 Procent Männer vom Alter ganz absahen, machten 32 Procent Männer und blos 6 Procent Frauen Anspruch auf die Eigenschaft „jung". Betrachtet man die Eigenschaften, so giebt man von männlicher wie von weiblicher Seite in dem Heirathsantrage, bez. -Gesuche, am meisten auf Intelligenz, am wenigsten auf die Confession. Das ist kein übles Zeichen, denn ohne Intelligenz sind auch die sittlichen Eigenschaften weniger werth. In Bezug auf die Confession ergiebt sich, daß relativ die Juden am häufigsten den Weg des öffentlichen Angebots wählen, um eine Ehegespons herbeizulocken. Denn allein diejenigen Personen der jüdischen Confession, welche dieselbe erklärten, betrugen 6 Procent Männer und 13 Procent Frauen. Der Umstand, daß 13 Procent Männer und 33 Procent Frauen auf die Familie recurriren, beweist, daß das Bedürfniß einer unbescholtenen, geachteten Familie hinsichtlich der Verheirathung einer weiblichen Person wichtiger ist, als der einer männlichen. Die Frauen halten es für nothwendiger, als die Männer, Aussagen über den Besitzstand zu machen, und zwar genau für doppelt so nothwendig. Die Angabe eines bestimmten Vermögens findet sich bei 7 Procent heirathslustigen Männern, dagegen bei 41 Procent heirathslustigen Frauen, so daß die Frauen also entschieden überzeugt zu sein scheinen, daß auch in Eheschließungssachen das Geld der nervus rerum sei. Ueber den Beruf ist nicht viel zu sagen, aber auffällig ist die große Zahl der Kaufleute, Bankiers und Fabrikbesitzer, welche 53 Procent beträgt.